

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Maria Frisé**  
**Meine schlesische Familie und ich**  
Erinnerungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Vorfahren und Kindheitsbilder

Die Loeschs, meine väterliche Familie, früher auch Lösch oder Lesche geschrieben, stammen ursprünglich aus Magdeburg. Dort waren sie Gerber und Bierbrauer. Während der Zerstörung und Plünderung Magdeburgs durch Tillys Truppen im Dreißigjährigen Krieg sind auch die Kirchenbücher, damals die einzigen Personenregister, vernichtet worden. Aus dem Jahr 1631 ist zwar eine Familienurkunde erhalten, lückenlos läßt sich der Stammbaum aber erst seit 1668 verfolgen. Meine Ahnen waren Vollbürger, das heißt, sie besaßen alle Stadtrechte.

Meinem Vater genügte das offenbar nicht. Er hatte bei seinen Forschungen einen fränkischen Ritter gleichen Namens in Rothenburg ob der Tauber ausgemacht, von dem es aber bedauerlicherweise außer seinem Grabmal unter der Kirchenkanzel keine weiteren Zeugnisse gibt. Ein Ritter in voller Rüstung, das wäre natürlich eindrucksvoller gewesen als die Abstammung von Gerbern und Brau-ern, und seien sie auch noch so tüchtig gewesen. Der Ritter hätte auch besser zu den heroischen Zedlitz-Vorfahren meiner Mutter gepaßt, von denen einige in Schlesien zusammen mit polnischen Rittern und Bauern im Heer des Piastenfürsten Heinrich II. (des Sohns der heiligen Hedwig) schon 1241 bei Wahlstatt gegen die Mongolen gekämpft haben.

Ahnenforschung betrieben in den dreißiger Jahren viele, nicht zuletzt auf Druck der Nationalsozialisten, die einen »Ariernachweis« verlangten. Doch die Deutsche Adelsgenossenschaft hatte schon in den zwanziger Jahren in das »Eiserne Buch deutschen Adels deutscher Art«, kurz EDDA genannt, nur Mitglieder aufgenommen, die unter zweiunddreißig Vorfahren »keinen oder höchstens

einen Semiten oder Farbigen« hatten. Dieser mitgliederstarke Zusammenschluß des deutschen Adels hatte sich die »Pfleger der Rassenfrage« zur Aufgabe gemacht. Er unterschied sich in seiner antisemitischen und rassistischen Tendenz und dem entsprechenden Vokabular nicht von den Nationalsozialisten.

Meinem Vater war es offenbar wichtig, daß die Familie von Loesch in die EDDA aufgenommen wurde. Er reiste auf den Spuren seiner Großmutter Victoria Salice-Contessa bis nach Graubünden und an den Comer See. Doch diese Vorfahren mit dem schönen italienischen Namen lebten bereits seit Generationen als Beamte oder Kaufleute in Schlesien beziehungsweise in Preußen. Das hätte doch eigentlich genügt.

Wir Kinder, mein Bruder Hans-Friedrich und ich – unsere kleine Schwester Christine zählte noch nicht –, interessierten uns nicht im mindesten für unsere Vorfahren. Für uns waren sie Riesen, die uns mit ihrer Würde und Bedeutung, von der uns immer wieder erzählt wurde, zu erdrücken drohten. Nie würden wir sein wie sie, so hilfreich, klug und edel. Und so tüchtig schon gar nicht! Doch wir konnten ihnen nicht entgehen; wir wuchsen nun einmal unter ihren kalten, klugen, verschmitzten, starren, selten liebevollen Augen auf. Überall an den Wänden im Lorzendorfer Schloß hingen ihre Porträts. Einige wuchtig lebensgroß, andere als zarte Miniaturen.

Düster waren die kleineren Daguerreotypien in breiten geschnitzten oder glatten schwarzen Holzrahmen. Die Ahnfrauen und Ahnherren waren sich gewiß sehr fortschrittlich vorgekommen, als sie sich in dieser neuen Kunst porträtieren ließen. Die Frisuren der meist älteren und schon ein wenig beleibten Frauen waren sorgfältig hochgetürmt. Taftröcke bauschten sich vor einer Kulisse von Säulen und exotischen Gewächsen. Bärtige Männer im Gehrock über schmalen Hosen hielten sich kerzen-

gerade; sie blickten ernst und gravitatisch in den merkwürdigen Kasten, der ihr Konterfei reproduzieren sollte. Ihre angestregten Gesichter zeugen von der zeitaufwendigen Prozedur der Aufnahmen. Bildnisse von lockigen Kindern gab es auch. Aber sie machten uns traurig. Ganz jung gestorben, hieß es meist.

Im Lorzendorfer Schloß mit seinen dreißig Zimmern gab es reichlich Platz für die Ahnengalerie. Die Bilder hingen in den sieben großen Räumen des Hochparterres oder in den drei übereinanderliegenden Fluren. Einige schmückten auch die Wände der verschiedenen Gästezimmer im ersten und zweiten Stock. Das Schloß war riesig – so kam es uns Kindern jedenfalls vor.

Man betrat es durch eine schwere, in Eichenholz gefaßte und mit schmiedeeisernen Ornamenten geschmückte Glastür. In der unteren Halle wurden in Truhen und Schränken die Fahrpelze und die mit Schaffell gefütterten Fußsäcke aufbewahrt. Ein ausgestopfter Auerhahn und ein Birkhahn-Pärchen spreizten oberhalb der beiden Rundbögen ihr Gefieder. Die Schwingtür links führte zur Garderobe, die andere hinunter zur Küche und zu den acht verschiedenen Kellern.

Jedes Jahr zum Erntedankfest wurde die Erntekrone in der unteren Halle aufgehängt. Es war eine feierliche Handlung, wenn die jüngsten, festlich herausgeputzten Gutsarbeiterinnen meinem Vater die kniehohe, blumengeschmückte Krone aus Eichenlaub und Ähren übergaben, ein Symbol für die gesegnete Arbeit auf den Feldern und für die Verbundenheit zwischen den Gutsleuten und dem Besitzer.

Die Treppenstufen zur oberen Halle waren breit und flach genug für ein gelassenes Schreiten. Die beiden hohen Spiegel rechts und links forderten dazu auf, mit einem Blick festzustellen, ob auch alles korrekt war, die Frisur wie die Kleidung. Unter den Spiegeln standen zwei schmale Tische; auf silbernen Tellern sollten dort Visitenkarten und

Trinkgelder abgelegt werden. Ein sechstüriger Barockschrank nahm die ganze Hinterfront ein und verströmte sommers wie winters Naphtalingeruch. Die Uniformen der Ahnen, vorwiegend die blauen Röcke der Achten Dragoner, mußten vor Motten geschützt werden.

Die Treppe teilte sich – immer noch bequem zu beschreiten – und vereinigte sich wieder in Höhe des kleinen Balkons über der Haustür, der mit seinen Zinnen wie ein Söller aussah, bis zur dritten Halle. Dort füllte ebenfalls ein gewaltiger, mit Intarsien geschmückter Barockschrank die Rückwand. Durch seine Türen erreichte man das Schlafzimmer meiner Mutter und zwei Gästezimmer.

Doch da war auch Schluß mit der Treppen- und Hallenpracht und dem feierlichen Schreiten. Ins dritte Stockwerk gelangte man über eine enge hölzerne Stiege, wenn man nicht das hintere breite, meist staubige Treppenhaus benutzen wollte, das bis zum Turm hinauf führte. Im dritten Stock wohnten der Vikar, die Eleven, wie die landwirtschaftlichen Lehrlinge genannt wurden, die beiden Sekretärinnen und weniger angesehene Gäste. In einem Flügel waren die nur mit einem Kanonenofen heizbaren Kammern – so muß man sie bezeichnen – für die Köchin, die Küchen- und Stubenmädchen.

An der Spitze der sehr bürgerlichen Helden meiner väterlichen Familie stehen unbestritten Heinrich Balthasar, geboren am 17. Mai 1738, und sein zweitältester Sohn Johann Friedrich, geboren am 11. August 1784. Sie begründeten den Wohlstand der Loeschs und wohnten in dem schönen Patrizierhaus »Zur goldenen Sonne« am Ring in Breslau, das bis 1945 im Besitz der Familienstiftung war. Es hat den Zweiten Weltkrieg leidlich überstanden und ist von den für ihre Kunst zu Recht berühmten polnischen Restaurateuren sorgfältig wiederhergestellt worden. Vom Kaufmann Johann Friedrich stammen alle Loeschs ab, die später Gutsbesitzer, Offiziere, Juristen,

Beamte, selten Wissenschaftler oder Künstler und – was doch nahegelegen hätte – bis auf eine Ausnahme keine Kaufleute wurden.

Heinrich Balthasar war der erste, der Magdeburg verließ und in Berlin eine kaufmännische Lehre begann. Als er seine Ausbildung abgeschlossen hatte, war der Siebenjährige Krieg gerade zu Ende, und es zeichneten sich nach dem Tod der Zarin Elisabeth neue Möglichkeiten für Handelsbeziehungen zu Rußland ab. Der junge Kaufmann Heinrich Balthasar hat das wohl früh erkannt. Er ging nach Breslau, um in einem der großen Handelshäuser, wie sie Gustav Freytag in seinem Roman »Soll und Haben« beschrieben hat, zu arbeiten.

Aber schon 1770 eröffnete er mit nur eintausendeinhundert Talern sowie einem von seinen Berliner Verwandten großzügig gewährten Kredit sein eigenes selbständiges Geschäft. Er importierte Wolle und Rauchwaren, Honig und Wachs aus Rußland und lieferte Haushaltswaren und Geräte aller Art in Richtung Osten. Bald weiteten sich die Handelsbeziehungen zu einem lukrativen Transportunternehmen aus. Niederlassungen in St. Petersburg, Kiew, Krakau und Paris wurden gegründet. Die grünen Fuhrwerke aus Breslau waren nicht nur in der Heimatstadt bekannt.

Heinrich Balthasar muß sehr tüchtig gewesen sein: Als er starb, hinterließ er außer der stattlichen »Goldenen Sonne« am Breslauer Ring ein Barvermögen von mehr als dreihunderttausend Talern. Ein Satz von ihm ist überliefert: »Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Mißtrauen (heute würde man wohl Vorsicht sagen) bei jeder Unternehmung und Glück hat mich zu dieser Höhe gehoben.« Er war ein frommer Mann; nie vergaß er Gott zu danken. »Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat«, Psalm 13, Vers 2, ließ er auf eine Tafel in seinem Haus schreiben.

Die üppige, spärlich bekleidete Dame auf dem Decken-

gemälde im großen Saal des Hauses »Zur goldenen Sonne« paßt nicht ganz zu dem frommen, arbeitsamen Kaufherrn. Es soll sich aber um ein Porträt der früheren Hausbesitzerin, einer Frau von Seyler, handeln, die sich als Juno gefiel. Noch heute finden unter der prächtig-barocken Deckenmalerei in der Beletage Konzerte und Ausstellungen statt.

Der ursprüngliche Renaissancebau mit dem weitläufigen Innenhof war so repräsentativ, daß zwei Kaiser, Ferdinand I. und Rudolf II., sowie andere hohe Würdenträger bei ihren Besuchen in Breslau dort Quartier nahmen. Vom Balkon des Hauses wurde nach dem Ersten Schlesischen Krieg der Frieden verkündet, nachdem sich die Kombattanten in langen Verhandlungen im großen Saal geeinigt hatten.

Auf die »Goldene Sonne« war die Familie stolz. Der Ertrag aus Vermietungen kam hilfsbedürftigen Verwandten zugute, außerdem sollte er dazu verwendet werden, den landwirtschaftlichen Besitz der Loeschs zu erhalten und zu vermehren. Der Familienrat soll meist in schöner Eintracht getagt haben. Mein Vater träumte manchmal davon, in seinem »zweiten Leben« mit mir zusammen in die »Sonne« zu ziehen, in Breslau Geschichte zu studieren, ins Theater zu gehen und all das nachzuholen, was ihm in seiner Jugend entgangen war.

An seinem siebenunddreißigsten Geburtstag heiratete Heinrich Balthasar Anna Sophie, die Tochter des wohlhabenden Breslauer Kaufmanns Johann Hartmann und seiner Frau Johanna Eleonore, geborene Lorke. Anna Sophie war erst neunzehn Jahre alt. Beide Familien fühlten sich ihrer Stadt verpflichtet; sie gründeten oder unterstützten Hospitäler und Armenhäuser, stifteten Schulen, Altenheime und andere karitative Einrichtungen. Sogar eine Straße wurde nach den Loeschs benannt.

Von den sieben Kindern der Anna Sophie starben vier

sehr jung. Die älteste Tochter Johanna Sophie wurde Ehefrau des Kaufmanns Hans Georg von Wolff, ließ sich aber nach wenigen Jahren scheiden, wozu damals sicherlich viel Mut gehörte. Mit ihrem zweiten Ehemann, einem General von Schutter, wurde sie ebenfalls nicht dauerhaft glücklich; auch diese Ehe wurde geschieden. Johanna Sophies Kinder hatte der Stiefvater adoptiert, sie hießen nun Wolff von Schutter. Bis zur Generation meines Vaters gab es familiäre Beziehungen zu ihren Nachkommen. Näheres über solche vermutlich dramatischen Komplikationen wie eine oder sogar zwei Scheidungen ist in der Familienchronik nicht zu finden. Über Scheidungen sprach man nicht, man flüsterte wahrscheinlich nur hinter dem Rücken der Betroffenen, auf keinen Fall aber legte man seine Meinung schriftlich nieder.

Nach dem Tod seines älteren Bruders Heinrich, seines Teilhabers und des ersten Besitzers von Lorzendorf, wo ich aufwuchs, wurde Johann Friedrich Alleinerbe des weiterhin prosperierenden Handelshauses. Sein Ansehen in der Stadt muß groß gewesen sein. Auf den Titel eines »Geheimen Commerzienrates« hat er gewiß Wert gelegt. Er gehörte aber auch zu den Zwölf Ältesten der »Christlichen Kaufmannschaft« in Breslau, was eine besondere Ehre war. Die auserwählten Zwölf trafen sich regelmäßig »zum Wohle der Stadt« im »Zwinger«, einem prächtigen Barockbau. Das Porträt unseres Ahnherrn Johann Friedrich hing dort bis 1945.

Johann Friedrich lagen nicht nur Handel und Wandel seiner Vaterstadt am Herzen, er interessierte sich auch für Landwirtschaft und wurde Mitbegründer der ersten schlesischen Zuckerfabrik. Warum er mit einem Schlag mehrere Güter kaufte, ist nicht bekannt. Ob er wirklich überzeugt davon war, daß »das Christentum (anders als in der Stadt) auf dem Land noch rein und kräftig sei«, wie mein frommer Onkel Christian, der jüngste Bruder meines Vaters und einer meiner Informanten in Sachen Familienchronik,



schreibt? Wahrscheinlich sah Johann Friedrich voraus, daß die gerade erfundene Eisenbahn in Zukunft Transportunternehmen wie sein eigenes unrentabel machen würde.

Vielleicht traute er auch seinen fünf Söhnen und der einzigen Tochter die Führung eines vielfältigen Speditions- und Handelsgeschäfts nicht zu. Jedenfalls erwarb er, nachdem er das Gut Lorzendorf von seinem kinderlos verstorbenen älteren Bruder übernommen hatte (der hatte es 1829 von einer Erbgemeinschaft von Kalckreuth gekauft), kurz nacheinander Kammerswaldau bei Hirschberg, Laski im Kreis Kempen und Stephansdorf mit Falkenhain und Seedorf im Kreis Jauer. Das waldreiche Laski war mit sechzehntausend Morgen das größte der Loesch-Güter. Heute ist in dem Schloß eine Forstakademie untergebracht.

Größere Landbesitzungen hatten damals an Wert verloren. Nach den Reformen des Freiherrn vom Stein von 1807 wurde die Erbuntertänigkeit abgeschafft und die Bauernbefreiung in ganz Preußen durchgesetzt. Sie hatte tiefgreifende Veränderungen der ländlichen Strukturen zur Folge. Vermutlich erhielt der geschäftstüchtige Ahnherr die Güter zu einem sehr günstigen Preis.

Das Handelshaus führte, seit Johann Friedrich sich mehr und mehr von den Tagesgeschäften in Breslau zurückgezogen hatte, »Onkel Fritz«, sein außerehelicher, aber allseits geschätzter Sohn, der unverheiratet und ohne Erben geblieben ist. Auch das vermerken die Familienchronisten sehr einsilbig. Manche verschweigen den »Onkel Fritz« ganz und gar, schließlich war seine Herkunft ein »offenes Geheimnis« (von seiner Mutter, die Wirtschaftlerin im Hause gewesen sein soll, ist nie die Rede); andere vermerken, daß der Halbbruder Weihnachten und andere Feste im Kreis seiner Geschwister samt Neffen und Nichten gefeiert habe. 1842, nach seinem Tod, wurde das Handels- und Fuhrgeschäft aufgelöst, die »Goldene Sonne« blieb der Familie aber erhalten.

Die Loeschs waren nun Gutsbesitzer, sogar Rittergutsbesitzer geworden, und bald wurde ihnen auch der ersehnte Adelstitel verliehen. Der Volkswirtschaftler Werner Sombart (»Der moderne Kapitalismus«) hat diesen Aufstieg in die Adelsgesellschaft – als Aufstieg haben es die zu Geld gekommenen Kaufleute gewiß empfunden – beschrieben: »Das kapitalistische Unternehmen, das den Reichtum der Familie begründet hatte, wird veräußert; Söhne und Enkel kaufen sich im Lande an, stiften ein Majorat, verschwägern sich altadligen Familien, lassen ihre Nachkommen bei der Gardekavallerie dienen und bei den Saxo-Borussen eintreten und denken nicht mehr daran, einen Sohn etwa als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu geben ... Wer weiß heute noch, daß die Wiege der Löbbecke, Nathusius, Loesch, Wallenberg, Magnus, Kramsta, Lieres und Wilkau, Bethmann-Hollweg usw., wenn nicht gerade in einem Kontor, so doch sehr nahe dabei stand?« ist in Sombarts zweitem Standardwerk »Die deutsche Volkswirtschaft« (1903) zu lesen.

Als Wappen hatten sich die Loeschs eine schlichte schwarze Treppe auf weißem Grund gewählt, preußisch streng. »Per aspera ad astra« heißt der Wappenspruch (auf rauhen Wegen zu den Sternen oder nach vielen Mühen zum Erfolg). Als Helmzier reckt aufgeregt ein Schwan Hals und Schwingen. Er trägt auf dem Kopf einen Stern.

Schwäne waren in Lorzendorf als Wappentiere beinahe heilig, sie wurden mit trockenem Brot gefüttert und watschelten bettelnd bis zur Hintertür, die zur Futterkammer und zur Küche führte. Ganz ungefährlich waren sie nicht, man durfte sie nicht ärgern und nicht verjagen. Wenn sie sich bedroht fühlten, richteten sie sich auf, breiteten ihre Schwingen aus, zischten wie Drachen und griffen auch manchmal an. Der alte Schwanenvater hat meinem Bruder Hans-Friedrich einmal mit seinen Flügeln beinahe den Arm gebrochen. Hans-Friedrich mochte die Schwäne nicht und rächte sich: Zusammen mit seinem Freund

Erwin steckte er das strohgedeckte Schwanenhäuschen auf der kleinen Insel im Teich in Brand. Das war natürlich außer Brandstiftung auch noch Frevel am Wappentier und wurde mit drei Tagen Arrest im verdunkelten Kinderzimmer bestraft.

Mit eigenen Gespannen und mehrfachem Pferdewechsel besuchte Johann Friedrich – und später, nach seinem plötzlichen Tod, auch seine energische, rührige Witwe Luise – die verstreut in Mittelschlesien liegenden Güter, kümmerte sich um die Verwaltung und überwachte die Neubauten. An Unternehmungslust und Ideen hat es ihm wohl nie gefehlt. Er nahm an den Freiheitskriegen als Adjutant des Grafen Reichenbach bei der Schlesischen Landwehrkavallerie teil. Leider ist von seinen Reisen, unter anderem nach Frankreich und England, nichts überliefert.

Auch Johann Friedrich hatte spät, er war neununddreißig Jahre alt, in eine wohlhabende Breslauer Bankiers- und Kaufmannsfamilie (Löbbecke und Hollmann) geheiratet. Von Liebe ist nicht die Rede, das Vermögen der Braut war vermutlich die stabile Grundlage dieser Verbindung. Luise Hollmann, Tochter von Heinrich Hollmann und seiner Frau Charlotte, geborene Suschke, muß eine überaus tüchtige und temperamentvolle Frau gewesen sein. Nach dem Tod ihres Mannes zog sie mit ihren sechs Kindern, von denen das jüngste knapp ein Jahr alt war, nach Kammerwaldau, das von ihrem eigenen Vermögen gekauft worden war, in die Nähe von Hirschberg. Die wehrhafte Wasserburg mit ihren bis zu vier Meter dicken Mauern mußte allerdings erst einmal gründlich umgebaut werden.

In Kammerwaldau bin ich nur einmal gewesen. Kurz vor der Geburt unserer kleinen Schwester Christine – wir waren damals sieben und neun Jahre alt – wurden mein Bruder und ich, wohl um unsere Mutter zu schonen, zu den Verwandten geschickt, die etwa gleichaltrige Kinder hat-